

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 51

Illustration: Die Schweizer brauchen pro Tag und Kopf 261 Liter Wasser
Autor: Büchi, Werner

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dame als Begleiterin auf Reisen und an gesellschaftliche Anlässe». Im Restaurant sitzt ein Sechziger, der seinen beiden Tischdamen erklärt, warum die Serviertochter trotz Flinkheit und Freundlichkeit nicht ideal ist: Sie hat zu dicke Beine. Die erst seit drei Jahren verheiratete Frau sieht ihre Ehe gefährdet: Ihr Mann gibt ihr bei jeder Gelegenheit zu verstehen, dass ihre Oberweite zu wünschen übriglässt, er liebe vollbusige Frauen. Ein anderer legt sich kaltherzig eine Freundin zu, weil er von seiner Frau, die seit Monaten schwer krank im Spital liegt, «nichts mehr hat».

Oder die Frau als Blickfang in der Werbung: Ein Paar lange, schlanke Beine, darunter die Legende: «Der Schritt ins neue Auto-Jahrzehnt.» Die hauteng bekleidete, verführerisch auf ein luxuriöses Sofa Hingegossene. Das Schlafzimmer im Möbelkatalog, das Doppelbett von einer lockenden Blondine besetzt. Darunter: «Preis inklusive Bettinhalt...»

Oder jene ganzseitige Farbphoto, bei der man erst nach längerem Betrachten herausfindet, wofür hier eigentlich Reklame gemacht wird: Da sitzt

eine nackte, schwarzhaarige Frau auf dem Badewannenrand, mit wildem Gesichtsausdruck, ein kleines Handtuch an sich pressend. Werbung für Badezimmer-einrichtungen, Toilettenwäsche oder Badeessenzen? Weit gefehlt! Hauptgegenstand soll das Paar lässig hingeworfener Sandaletten sein, der Name des exklusiven Pariser Schuh-Créateurs verrät's. Wie anspruchsvoll!

Tief dekolletierte Damen als «Beigabe» in der Reklame für teure Autos. Halbbekleidete Mädchen als Lockvögel in der Werbung der Photo- und Unterhaltungselektronik-Branche. Frauen als Animierdamen und Stripperinnen in Nachtclubs, als Prostituierte von Zuhältern verkauft, als «Modelle» in einschlägigen Druckerzeugnissen posierend, für Fränkileinzahlende Voyeure zur Besichtigung ausgestellt. Und kaum ein neuerer Film, in dem nicht – und sei es bloss für Sekunden – eine nackte Frau auftaucht.

Die Frau als Puppe, als Sexobjekt, als Gegenstand. Die Frau als Mittel zum (noch mehr) Geldverdienen. Es ist alltäglich und wird hingenommen, ohne dass man sich viel dabei denkt.

Im Mittelalter diskutierten ge-

lehrte Häupter darüber, ob die Frau ins Tierreich gehöre oder der Spezies Mensch zuzurechnen sei. Im materialistischen zwanzigsten Jahrhundert degradiert man sie zur Ware.

Wann geht endlich dem Durchschnittsmann, aber auch vielen Frauen, die Tatsache auf, dass wir Menschen sind? Annemarie

Hausgemacht

Plötzlich waren sie in den Schaufenstern, die ersten Tannenbäumchen und Silberkugeln. Erschreckt-resigniert stellte ich fest, dass in wenigen Wochen Weihnachten sein würde, und ein Berg von Pflichten baute sich vor mir auf.

Mich schreckten zwar keine Gutzeite, keine anspruchsvollen Mütter oder Freundinnen, mein erster banger Gedanke galt der Frage: Was wird mein Maxli in diesem Jahr basteln? Da musste doch für die Grossmutter, den Papi, die Gotte, den Götti, eine besonders liebe Tante und – das einzige, was Maxli zu tun wünschte – für den Lehrer etwas hergestellt werden. Hier reichte ein Nachmittag in der Stadt nicht aus, und meine Phantasie konnte sich bei den vielen Bedingungen, die zu beachten waren, kaum entfalten.

Also: Die Geschenke sollten kindlich schön sein. Maxli hasst aber exaktes Zeichnen und ist alles andere als ein genialer Maler. Grossmama bekommt ohnehin von fünf anderen Enkeln reizende Gaben, die sie in einer prächtigen Galerie aufhängt oder aufstellt, was unseren Sohn eher abschreckt.

Dann ist da der Götti, unser schwerster Fall: Als Lehrer besitzt und bekommt er seit Jahren die schönsten Kinderbilder, bemalte Kleiderbügel, Kalender in dutzendfacher Ausführung, Briefkarten, Papierservietten, laubgesägte Schlüsselbrettchen. Vielleicht wären Pulswärmer etwas – der Götti friert oft im Winter. Nur kann Maxli leider nicht stricken.

Sämtliche Tanten spotten über unpraktische, bloss dekorative Kindergeschenke, und so entschlossen wir uns, das Stehaufmännchen, das Maxli aus der Schule gebracht hatte, bei uns zu behalten. Es war eben nur ein Staubfänger und zuwenig schön für Grossmutter's Galerie.

Schon wollte ich resignieren und doch ein paar Kleinigkeiten in der Stadt einkaufen, da kam – einige Tage vor Weihnachten – Maxli hochbeglückt mit schokoladeverschmiertem Mund vom Besuch bei einem Freund zurück. Sie hatten Truffes verfertigt, die

süsse Masse zwischen den Händen zu Kugeln gedreht und dann in Kakaopulver gerollt. Maxli hatte ein paar «Versucherli» mitgebracht. Herrlich!

Ich fragte die Mutter des Freundes nach dem Rezept, dann formten wir zwei Tage lang Truffes.

Alle Familienmitglieder werden mit den Pralinés bedacht und bestimmt auch als Linienbewusste dafür einen oder mehrere Esser finden.

Maxli und ich aber haben wahrscheinlich für den Rest des Lebens genug von Truffes.

Annemarie S.

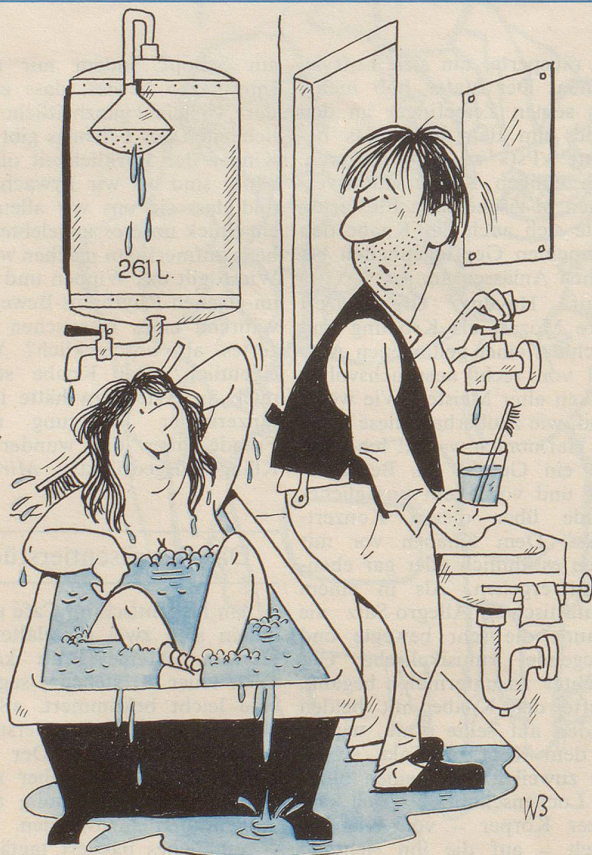
Fahrschule

Wir überlegen lange. Zu einem eindeutigen Entscheid kommen wir nicht: Sollen wir unserer Tochter erlauben, Auto fahren zu lernen? Ihr achtzehnter Geburtstag rückt näher, und immer häufiger fallen am abendlichen Familientisch Anspielungen. Natürlich sagt sie nicht mehr: «Alle ändern dürfen, nur ich nicht», denn in diesem Alter hat man wirksamere psychologische Raffinessen auf Lager. Etwa: «... Lili's Eltern sind auch sonst wahnsinnig tolerant und aufgeschlossen.»

Meine Freundin gibt unserem Dilemma den Gnadestoss. «Auto fahren, meine Liebe, gehört heute zur Allgemeinbildung.» Sie weiss, mit welchem Speck man Mäuse fängt. Ihre Kinder sind noch nicht achtzehn...

Das hübsche Lederetui mit dem goldgeprägten Oldtimer und einem Gutschein für die Uebernahme eines Unkostenanteils machen für unsere Aelteste den Geburtstag zum vollen Erfolg. Während vierundzwanzig Stunden sind wir wahnsinnig tolerante und aufgeschlossene Eltern. Dann bricht für mich eine schlimme Zeit an: Ich habe ja gar nicht gewusst, wie übel es um meine Fahrkünste bestellt ist. «Du solltest vor der Kurve schalten», sagt sie nachsichtig, und: «Hast du nicht gesehen, dass jener Fussgänger seinen Fuss schon auf die Fahrbahn gesetzt hatte?» Oder: «Wolltest du mich nicht noch rasch in die Stadt fahren? – Was soll dann dieser Gintonic?» – «Es ist nur Tonic», beruhige ich sie. Es stimmt wirklich, dennoch fühlt sie sich bemüsst, beiläufig aus meinem Glas einen Schluck zu trinken. «Entschuldigung», sagt sie kleinlaut, «aber ich hatte gerade schaurig Durst.» Auf dem Weg zur Stadt fixiert sie die Leitplanke. «Einundzwanzig, zw–», zählt sie laut und schaut mich vorwurfsvoll an, «das ist doch

Zeichnung: W. Büchi



Die Schweizer brauchen pro Tag und Kopf 261 Liter Wasser.

Der Zweifler: «Pro Chopf cha nöd schtimme – öpper vo eus zwei brucht meh!»